

[B.1] Gespräch mit der stellvertretenden Sekretärin des Stadtparteikomitees von Brest Tatjana Nikolajewna Smirnowa

Das Gespräch wird von dem Wissenschaftler F. L. Jelowzan durchgeführt und von A. I. Schamschina protokolliert.

20. Dezember 1944

Brest

Geburtsjahr 1908.

Russin.

Mitglied des Komsomol von 1929 bis 1940

Mitglied der Kommunistischen Partei seit 1940

Ich wurde im Dorf Ostrowatki, Gorki Oblast, in einer armen Bauernfamilie geboren. Ab dem Alter von sieben Jahren musste ich arbeiten, als Kindermädchen oder als Hirtin, und ich ging gleichzeitig in die Schule. 1924 beendete ich die Schule und arbeitete fünfeinhalb Jahre als Bibliotheksleiterin, dann als Redaktionssekretärin der Bezirkszeitung, schließlich als Redaktionsleiterin, zehn Jahre lang. 1940 kam ich nach Brest und begann hier, im Stadtparteikomitee zu arbeiten. Vor dem Krieg arbeitete ich als stellvertretende Sekretärin des Stadtparteikomitees.

Am 22. [Juni] um 4 Uhr morgens hörte ich eine Salve. Ich dachte, es sei ein Gewitter und zog den Stecker des Radios aus. Meine Fenster blickten auf die Festung. Ich sah, wie die Stadt bombardiert wurde. Alles sah so aus, als ob es ein starkes Gewitter gewesen wäre, immer wieder hörte ich Salven. Wir wussten, dass es Krieg geben könnte. Ich weckte meinen Mann und sagte ihm:

- Steh auf, der Krieg hat schon begonnen.

Er stand schnell auf. Ich brachte meine Mutter und meine Tochter in den Keller und rannte zum Stadtparteikomitee. Dort waren schon viele Menschen. Es gab keinen Schlüssel zu dem Raum mit den Parteidokumenten. Wir konnten den Raum nicht aufschließen. Tupizyn sagte:

- Geht zu euren Familien.

Ich ging nach Hause, einige von den anderen gingen zum Militärkommissariat. Dort blieben sie bis 11 – 12 Uhr mittags. Im Keller unseres Hauses saßen viele Leute, viele Einheimische. Diesen Einheimischen durfte ich nicht viel erzählen. Sie sagten, dass die Deutschen bald in der Stadt erscheinen würden. Aber als ich in den Keller kam, waren die Deutschen schon in der Stadt. Unterwegs sah ich sie nicht, aber ich sah, daß viele Fenster eingeschlagen waren.

Ich kam aus dem Keller heraus und sah viele Verwundete und einen Toten auf der Straße liegen. Ich verband einen Verwundeten, zerriss mein Taschentuch, verband den Soldaten, versteckte Patronen und zwei Gewehre. Die Leute im Keller empörten sich:

- Was machen Sie? Die Deutschen werden kommen und zuerst Sie und dann uns Ihretwegen töten.

Wir fingen an, miteinander zu streiten. Schließlich nahmen die Einheimischen die Gewehre und Patronen weg und warfen sie in den Müll.

Die Deutschen kamen und begannen sofort, nach Waffen zu suchen. Nachdem sie alles untersucht hatten, fingen sie an, alles zu zerbrechen und zu zerschlagen. Niemand rührte sich. Einige von ihnen waren betrunken, schimpften und richteten ihre Gewehre auf uns. Dann gingen sie weg. [B.2]

Am Abend gingen wir mit vier anderen Familien in unsere Wohnung zum Übernachten. Am Morgen verließen wir unsere Wohnung, denn es war gefährlich, dort länger zu bleiben.

Kaum waren wir aus dem Haus herausgekommen, wurden wir von Deutschen umzingelt. Wir versuchten, durch den Zaun zu schlüpfen, aber sie schrien „Halt! Halt! Halt!“ Wir blieben stehen, obwohl wir überhaupt nichts verstanden, was sie sagten. Wir wurden umzingelt und irgendwohin geführt. Wir waren 13 Personen: drei Männer, ein Junge, drei Kinder, eine alte Frau und zwei Mädchen. Wir gingen alle zusammen. Eine Frau sagte dann weinend:

- Ich bin keine Sowjetbürgerin.

Doch er schrie:

- *Komm, komm, komm!*

Als wir die Peretz-Straße überquerten, bogen wir ab, sie aber ging und rief weiter, dass sie keine Sowjetbürgerin sei. Der Deutsche dachte, dass wir ihm folgten, aber wir bogen ab und rannten weg.

Am selben Tag kamen sie in unsere Wohnung, nahmen unsere Sachen und fragten die Nachbarn, wo wir seien. Ein paar Tage später gingen meine alte Mutter und meine Schwester in die Wohnung. Die Wohnung war geöffnet, alles war kaputt. Sie nahmen einige Dinge mit. Nach einiger Zeit kehrten meine Mutter und meine Schwester wieder zum Haus zurück. Sobald sie die Wohnung betreten hatten, kam ein Gestapo-Polizist mit einem Dolmetscher. Sie fragten, wer hier wohnte. Meine Schwester antwortete:

- Hier wohnten Angestellte.

- Bolschewiki?

- Nein, was meinen Sie mit Bolschewiki?

- Hat hier ein Kommissar gewohnt?

- Nein, hier haben einfache Angestellte gewohnt.

- Es kann nicht sein, dass einfache Angestellte in einer solchen Wohnung lebten.

Auf dem Boden lag ein Kinderball. Er trat ihn mit solch einer Wut.

Dann kehrte mein Mann in die Wohnung zurück und wir mussten die Tür immer geschlossen halten, weil Gestapo-Polizisten ständig im Haus waren. Unsere Nachbarn fragten mich oft, wo mein Mann sei. Ich antwortete ihnen, dass er ins Dorf gegangen sei.

Am 9. Juli gab es eine Großrazzia, Männer und Juden wurden festgenommen. Viele der Unseren wurden weggebracht. Mein Mann arbeitete als Angestellter im Fernmeldewesen und viele seine Mitarbeiter wurden verhaftet. Die Polizisten kamen nicht zu uns in die Wohnung. Es gab eine Liste von Mitarbeitern des Fernmeldewesens. Man riet uns, unsere Radioempfänger sofort abzugeben, aber wir

haben das nicht gemacht und hörten weiter Radio, obwohl das Signal schlecht war. Als wir in die zweite Wohnung umzogen, nahmen wir einen Radioempfänger mit. Das Gerät verbrauchte viel Strom und oben wohnten die Leute, die das bemerkt haben müssen. Eines Tages kamen sie zu uns und sagten:

- Haben Sie einen Radioempfänger?
- Nein, wir haben kein Radio.
- Warum verbrauchen Sie dann so viel Strom?
- Wir benutzen oft unseren Herd, vielleicht deswegen.

Als wir hörten, dass Kiew, Mogiljow, Rostow bombardiert wurden, konnten wir das nicht glauben. Dann erreichten die Deutschen Smolensk. Am 3. Juli haben wir die Rede des Genossen Stalin nicht gehört. Ich sollte sagen, dass es sehr schwierig war, das Radio zu hören. Ein Störsender machte den Empfang eines Funksignals fast unmöglich. Ich habe nicht ständig Radio gehört, sondern von Zeit zu Zeit und es war sehr schwierig, „Radio Moskau“ zu empfangen.

Wir – die Angestellten des Stadtparteikomitees, des Regionalkomitees und anderer Organisationen – haben uns zusammengeschlossen, [B.3] um zu beraten, was wir machen konnten. Rosa Radkewitsch und ich wollten sehen, ob wir an die Parteidokumente herankommen konnten. Wir beschlossen, in das ehemalige Gebäude des Stadtparteikomitees zu gehen. Es wurde dort ein Krankenhaus eingerichtet. Wir gingen hin und fragten, ob wir dort Arbeit finden konnten. Ein Mann sagte:

- Gehen Sie zum Hauptlazarett, dort werden sie eingestellt.

Wir kamen ins Lazarett. Rosa konnte ein bisschen Polnisch und verstand Deutsch, ich verstand überhaupt nichts. Sie fragten sie:

- Ist diese Bolschewikin mit Ihnen?
- Nein, sie will arbeiten.

Ich wollte unbedingt sehen, ob die Dokumente noch dort waren. Der Deutsche sagte:

- Geh nicht dorthin.

Ich gab vor, nichts verstanden zu haben, und ging ich in den Raum mit den Parteidokumenten. Ich kam, das Zimmer war offen. Wir wurden misstrauisch. Anschließend ließen wir uns dort anstellen. Wir untersuchten das Gebäude genau, bemerkten, dass es kleine Öffnungen gab, und erzählten darüber unseren Bekannten. Die Parteidokumente waren entweder abtransportiert oder vernichtet worden. Später habe ich erfahren, dass die Parteidokumente verbrannt wurden.

In der Stadt gab es ein Parteimitglied, eine Angestellte des Exekutivkomitees, eine Jüdin. Sie wurde zur Gestapo gebracht und beschuldigt, Kommunistin zu sein. Sie wurde verhört. Man zeigte ihr ihre Personalakte, die vom Exekutivkomitee angelegt worden war. Sie antwortete:

- Ja, ich war Parteimitglied, aber ich wurde ausgeschlossen.

Dann hat sie die Meldeverpflichtung unterschrieben, die ihr das Verlassen ihres Aufenthaltsorts verbat. Daraus schlossen wir, dass sie über keine Meldekarten von Kommunisten verfügten. Doch mehrere Kommunisten waren schon festgenommen worden. Anoschin wurde weggebracht.

Im August, glaube ich, haben wir aus unseren Reihen eine Parteiführung und ein Stadtparteikomitee gewählt. Wir Kommunisten haben selbst entschieden, dass wir etwas machen mussten, anstatt zu sitzen und zu warten. Wir hatten Kontaktpersonen, und eines Tages brachte mir eine Frau ein Flugblatt. In diesem Flugblatt wurde zum Kampf gegen den Faschismus aufgerufen. Es wurde auch geschrieben, dass die Deutschen bald besiegt würden, dass man nicht demoralisiert werden solle, sondern dem Gegner allen möglichen Schaden zufügen müsse.

Ich ging mit diesem Flugblatt zu Rosa Radkewitsch. Das Flugblatt war von Hand geschrieben. Die Frau hatte es von der Wand abgerissen und mir gebracht. Ich ging damit zu Rosa Radkewitsch und sagte:

- Es gibt also noch jemanden.

Sie antwortete:

- Lass dieses Flugblatt bei mir liegen, wir werden morgen den Verfasser suchen.

Als ich das nächste Mal kam, sagte sie:

- Der Verfasser ist Leutnant I. G. Schulikw, der Sekretär des Eisenbahnkomitees.

Wir taten uns mit ihm zusammen und beschlossen, ein Stadtkomitee und ein Regionalkomitee zu organisieren, das haben wir dann tatsächlich gemacht. Juschnaja, Schulikow und Sliwko gehörten dem Regionalkomitee an, und Radkewitsch, Anoschin, Dsabijew, Semtschenko und Schigimond gehörten zum Stadtkomitee. Chromova, ich und Babuschkina wurden Instruktorinnen. Schigimond, Dsabijew und Semtschenko waren für die Eisenbahn und andere Bereiche zuständig. Die Aufgaben des Regionalkomitees bestanden darin, sich mit den Bezirken in Verbindung zu setzen und die Arbeit dort durchzuführen. Das Regionalkomitee legte seine Arbeit schnell nieder, weil es nicht einfach war, diese Aufgaben zu erledigen, besonders in den ersten Kriegstagen, als wir noch nichts wussten. Wir beschlossen, zunächst die Arbeit im Stadtkomitee besser zu organisieren und dann allmählich den Kontakt mit den Bezirken aufzunehmen.

Aber wir haben trotzdem Kontakte zu den Bezirken geknüpft. Juschnaja [B.4] war für diese Arbeit verantwortlich, sie hat Verbindungen zu den Städten Schabinka und Kobryn und zum Dorf Ratschki aufgenommen.

Die Aufgabe des Stadtkomitees bestand darin, die Menschen zu mobilisieren. Wir setzten uns zum Ziel, auf jede Weise dem Gegner Schaden anzurichten und die Bevölkerung aufzuklären, dass die Deutschen absichtlich falsche Information verbreiten. Aus dem Grund verbreiteten wir die letzten Berichte des sowjetischen Informationsbüros, damit das Volk die Wahrheit über den Krieg erfuhr.

Im Jahr 1941 hörten wir Stalins Vortrag im Radio, wir druckten ihn ab und verteilten ihn. Im gleichen Jahr hörten wir Kalinins Neujahrsansprache und verteilten Flugblätter mit der Rede. Wir informierten die Bevölkerung fast täglich über die Berichte des sowjetischen Informationsbüros.

Gleichzeitig halfen wir unseren Kriegsgefangenen, indem wir ihnen Pakete ins Gefängnis brachten, Fluchten organisierten, Pässe ausstellten und die Gefangenen mit Waffen versorgten. Es gelang uns, mehrere erfolgreiche Ausbrüche zu organisieren. Danach schickten wir die Flüchtlinge zu den Partisanen in den

Wald, einige von ihnen wurden sogar eingestellt. Schon seit 1941 standen wir im Kontakt zu den Partisanen. Der erste Kontakt bestand zu den Leuten aus Belowesch. Semjon und Sergej kamen zu uns. Wir gaben ihnen Kleidung, Medikamente und Munition. Das alles sammelten wir unter unseren Leuten, jeder gab etwas.

Wir arbeiteten auch mit dem Komsomol zusammen. Nesterenko hat unser Komsomol-Komitee geleitet. Der Sekretär wurde dann entlassen, weil er nicht mit seinen Aufgaben zurechtkam. An seiner Stelle wurde Bannikow zum Sekretär ernannt. Die Aktivisten des Komitees waren Kosynskaja, Popowa, Lopatnikowa, Ponomarjowa, Arschanowa.

In den Jahren 1942 und 1943 erfuhren wir, dass die Deutschen junge Leute und jeden, der nicht arbeitete, nach Deutschland schicken wollten. Wir selbst hatten schon lange nicht gearbeitet. Viele wurden verschleppt, es gab sogar Nachtrazzen. Deshalb waren wir gezwungen, nach einer Arbeit zu suchen. Ich wurde auch eingestellt und habe mich mit Radkewitsch beraten:

- Was meinst du? 36 Rubel pro Woche, das ist wenig Geld.

Sie antwortete:

- Aber du könntest dann weiter unsere geplante Arbeit ausführen.

1942 bekam ich eine Stelle. Wir leisteten Massenarbeit, der Komsomol wurde dafür mobilisiert. Wir erklärten den Jugendlichen und den Erwachsenen, dass sie alles zu tun hatten, um nicht von den Deutschen weggebracht zu werden. Viele sind daraufhin geflohen. 1943 wurden die Leute sogar bei der Arbeit verhaftet und weggebracht, woraufhin die jungen Leute eine Massenflucht begannen. Im Lager gab es dreitausend Leute, und sie transportierten etwa Tausend ab, Zweitausend konnten flüchten. Den Jugendlichen wurde erklärt: bleibt entweder zu Hause und geht nicht raus, oder geht in den Wald [zu den Partisanen].

Meine Schwester wurde bei der Arbeit festgenommen und ins Lager gebracht, meine Tochter rannte zu mir und sagte:

- Mama, sie haben unsere Marusja mitgenommen.

Ich ging ins Lager und sprach mit ihr:

- Wie geht es dir?

Sie antwortete

- Ich werde nicht [nach Deutschland] fahren.

Zwei oder drei Tage lang war sie im Gefängnis. Ich versprach dem Polizisten Geld. Er nahm es und sagte:

- Ich drehe mich um, du kannst dann gehen.

Am 1. Mai kam ich zu ihr. Sie sagte:

- Warum bist du so lange nicht gekommen? Ich kann nicht aus dem Gefängnis entkommen, ich werde unterwegs fliehen. Wie findest du meine Idee?

Ich sagte: [B.5]

- Ich habe dir Unterwäsche gebracht.

Wir standen dort und unterhielten uns. Sie sagte plötzlich:

- Nein, ich kann nicht warten ... und kletterte über den Zaun.

Ihre Freundin folgte ihr, kletterte auch über den Zaun und lief weg. Ich rannte hinterher. Sie wussten nicht, wohin sie gehen sollten. Sie liefen durch die Straße und

sahen plötzlich den Polizisten, der sie bewachte. Sie bogen gleich in den Hof eines Hauses ab. Ein Einheimischer stand dort und fragte sie:

- Was macht ihr hier?

Ich sagte:

- Nichts, hier, nimm meinen Mantel.

Wir tauschten unsere Mäntel. Dann sagte ich:

- Ihr könnt hier nicht lange bleiben, die Polizei sucht schon nach euch. Sobald sie euch hier erwischt, werdet ihr ins Gefängnis zurückkehren.

Ich brachte sie in meine Wohnung und ging selbst zur Arbeit. Man fragte mich:

- Wo ist Marusja?

Ich antwortete:

- Sie ist nach Deutschland gefahren.

Ein Deutscher, der sie im Lager gesehen hatte, bestätigte, sie sei nach Deutschland gefahren. Drei Tage später kehrte sie nach Hause zurück und lebte dort einen Monat lang, bis ich mich mit den Partisanen in Verbindung setzte. Einen ganzen Monat lang hat sie das Haus nicht verlassen und sprach immer flüsternd. Wenn jemand kam, versteckte sie sich gleich unter dem Bett oder irgendwo anders. Kaum hatten wir den Kontakt zu den Partisanen hergestellt und hatte sie um 5 Uhr morgens die Wohnung verlassen, klopfen die Deutschen um 12 Uhr mittags bei uns an.

Sie haben mich nicht festgenommen. Ich sah sehr alt aus. Ich band mir mein Tuch um den Kopf und niemand achtete auf mich. Ich erzählte ihnen, dass ich zwei Kinder und eine alte Mutter hätte. Außerdem lebte ich unter einem anderen Namen. Dritten hatte ich viermal die Wohnung gewechselt. Irgendwie ist es mir gelungen, ungeschoren davonzukommen.

Das Stadtkomitee hat gute Arbeit geleistet. Wir führten Gespräche mit den Jugendlichen, verteilten Flugblätter und machten Aufklärungsarbeit. Jeder von uns war Kommunist, vor allem die Aktivisten, wir gründeten eine antifaschistische Gruppe, und wir sagten allen: Erklärt alles! Erklärt den Leuten alles! Ohne diese Arbeit wäre uns vielleicht nichts gelungen. Die Deutschen konnten dagegen nicht viel tun. Sogar die Polen, die ein mehr oder weniger gutes Verhältnis zu den Deutschen hatten, begannen zu protestieren. Mit den Polen haben wir nicht hinreichend gearbeitet.

Im Ghetto haben wir gearbeitet. Dort arbeiteten Juschnaja, Rosa Radkewitsch und einige andere Mitglieder des Komitees. Es ist uns gelungen, einige Juden zu retten. Aronina wohnte in unserer Wohnung, dann wurde sie und Gamburg in die Partisanenabteilung geschickt. Im Ghetto hatten wir unsere eigenen Aktivisten. Es gab dort einen Sammelort, wir trafen uns, besprachen die letzten Nachrichten. Wir bewahrten Waffen, Maschinengewehre, Granaten, Gewehre, Patronen, Maschinenpistolen auf. Grischa Meerowitsch war Sekretär dieser Untergrundorganisation.

Einige Komitee-Mitglieder wurden verhaftet. Zuerst wurde Radkewitsch verhaftet, aber die Deutschen wussten nicht, dass sie die Leiterin einer Untergrundorganisation war. Sie gab einem Kriegsgefangenen einen falschen Pass.

Diesen Kriegsgefangenen haben die Polizisten auf dem Markt gesehen und verfolgt, er wurde gefangen und verhört. Er erzählte den Deutschen über Radkewitsch und sie wurde verhaftet. Sie blieb im Gefängnis einige Tage, der Gefangene wurde erschossen, und Radkewitsch wurde aus Mangel an Beweisen freigelassen.

Danach wurde Schulikow verhaftet. Wir fürchteten uns, dass er als Leiter der Organisation hätte erschossen werden können. Er wurde zu einer Gegenüberstellung [B.6] mit einem anderen Gefangenen gebracht. Aber der Mann sagte, dass er Schulikow nicht kannte. Daraufhin wurde Schulikow entlassen. Das zweite Mal wurde er im September 1943 festgenommen und nicht wieder entlassen. Er soll einer Frau geholfen haben, indem er sie zu den Partisanen geschickt hatte. Aber nicht weit von dieser Frau wohnte ein Polizist, der alles schon wusste. Sobald sie zu den Partisanen gegangen war, wurde Schulikow verhaftet. Die Polizisten blieben mit Schulikow in seiner Wohnung und verhafteten alle, die zu ihm kamen: die Frau von Schigimond, Bannikow, Swjatenko.

Jemand kam zu mir und sagte, dass Sascharskij und Schulikow festgenommen worden waren. Alle wollten die Stadt verlassen. Ich sagte:

- Wir können jetzt nicht fliehen, wir müssen ein wenig abwarten.

Ich war Instruktorin des Untergrund-Stadtkomitees und dann Sekretärin des Stadtkomitees, bevor die Rote Armee in die Stadt kam. Ich war Poplawskij untergeordnet, einem Beauftragten des Regionalkomitees. Er arbeitete im Zentralkomitee und war Fallschirmjäger. Wir trafen uns außerhalb der Stadt. Das Treffen mit ihm war für mich schwierig, weil ich 30 Kilometer zu Fuß gehen musste.

Ich arbeitete als Reinigungsfrau bei den Deutschen im Büro (Kontor). Vor den Treffen mit Poplawskij musste ich früh morgens ins Büro kommen und den Ofen heizen. An einem Tag verspätete ich mich und konnte den Ofen nicht heizen. Dieses erste Mal wurde ich nicht bestraft, aber als ich mich zum zweiten Mal verspätete, wäre ich fast in ein Arbeitslager gesteckt worden. Das war die letzte Warnung für mich. Trotzdem musste ich wieder zu den Unseren gehen. Ich kam um 5 Uhr morgens ins Büro und um 7 Uhr musste ich schon wieder losrennen.

Die Männer bemerkten schon, dass ich oft hin- und herging:

- Bürgerin, seien Sie vorsichtig, dort stehen die Polizisten.

Ich dankte ihnen für den Rat und ging herum. Ich kam und sah ein Dorf voller Magyaren. Ich ging zu meinen Bekannten und sagte:

- Sagt ihnen, dass ich gekommen bin, um Kartoffeln zu kaufen.

Es gab viele Magyaren. Sie haben etwas zu mir gesagt, aber nicht auf Russisch:

- Mütterchen, wie bist Du ins Dorf gekommen?

Ich antwortete:

- Ganz einfach. Zu Fuß.

Ich hatte Stoffschuhe an. Sie fragten:

- Warum hast Du so schlechte Schuhe?

- Es ist Krieg, - sagte ich, - es gibt nichts zum Anziehen.

- Warum bist Du hierhergekommen?

- Ich will Kartoffeln kaufen.

Meine Freunde bestätigten das.

Sie fragten:

- Gibt es viele Partisanen in der Stadt?
- Ich weiß nicht, ich habe eine alte Mutter und zwei Kinder.
- Hör zu, wenn Du etwas erfährst, teile uns darüber mit.
- In Ordnung, ich habe auch Angst vor ihnen.

Sie stellten keine weiteren Fragen, und ich konnte weiter gehen. Die Unseren erwarteten mich gar nicht, sie hatten sogar Leute ausgeschildet, um mir mitzuteilen, dass ich nicht kommen sollte. Als ich ankam, waren sie überrascht:

- Wie bist Du bis hier durchgekommen?
- Irgendwie hat es geklappt. [B.7]

Ich ging durch drei Dörfer voller Magyaren. Der Rückweg war gefährlicher, darum zeigte man mir einen anderen Weg.

Ich kam zu ihnen, bekam Aufträge, nahm Zeitungen und Flugblätter mit und trug sie in die Stadt. Einmal verspäteten wir uns. Es war schon fünf Uhr, es war dunkel. Die Einheimischen sagten zu uns:

- Kommt schnell rein.
- Was ist los?
- Die Magyaren sind gekommen, um Stroh zu laden.

Wir konnten nicht so lange warten und gingen weiter. Wir kamen wohlbehalten in die Stadt. Das nächste Mal standen wir schon früher, um 2 Uhr morgens, auf und liefen über das Feld, um rechtzeitig zur Arbeit zu kommen. Es gab einen Befehl, wonach jede auf dem Feld bemerkte Person sofort zu erschießen sei. Wir gingen zur Schule, setzten uns nieder und warteten dort bis 6 Uhr. Dann gingen wir weiter. Überall waren Deutsche. Sie fragten einen Jungen nach seinem Pass, so schlüpfen wir am Zaun vorbei, ohne dass sie uns bemerkten.

Ich übernachtete damals nicht zu Hause, sondern ging direkt zur Arbeit. Mein Nachbar fragte mich:

- Warum hast du nicht zu Hause übernachtet?

Ich sagte:

- Ich habe ein bisschen mit Freunden gefeiert, getrunken und bei ihnen übernachtet.

Ein Mann, der im Stadtkomitee als Heizer im Parteihaus gearbeitet hatte, kannte mich als Smirnowa. Er sah, wo meine Tochter und ich wohnten und fragte die Nachbarn:

- Wer wohnt in diesem Haus?

Sie nannten meinen Nachnamen, und mein Nachname war bereits Ponomarjowa.

Es gab einen anderen Fall. Eine Frau wusste, dass ich gute Verbindungen zu vielen Leuten hatte, aber sie wusste nicht, dass ich Smirnowa war, und sie sagte:

- Weißt Du, dass in der Stadt eine Frau namens Smirnowa wohnt? Sie hat Flugblätter und Zeitungen, und sie hat auch Kontakt zu den Partisanen. Wie kann ich mich mit ihr treffen?

Ich antwortete:



- Ich weiß nicht wen Du meinst. Aber ich finde, das ist keine gute Idee. Aber wenn du sie trotzdem findest, würde ich sie auch gerne kennenlernen.

Nach diesem Gespräch wurde ich vorsichtiger. Jetzt vor kurzem traf ich diese Frau wieder und sie sagte:

- Du hast Deine Arbeit sehr geschickt gemacht.

Im Januar 1944 verließ ich Brest. Zuerst ging meine Schwester, ich hörte lange nichts von ihr. Dann erfuhr ich, dass sie bei den Partisanen war. Es war klar, dass sie mir auf der Spur waren. Eine Frau kam zu meinem Haus und fragte meine Nachbarin:

- Wohnt hier Smirnowa?

Die Nachbarin sagte, nein, hier wohnt Ponomarjowa.

- Wie kann ich mich denn irren, wenn sie eine Mutter und eine Tochter hat, die auch Soja heißt?

Dann kam noch eine Spionin. Sie hatte Verbindung zu den Partisanen und wusste, dass ich Sekretärin des Untergrund-Stadtkomitees war. Als Sarno festgenommen wurde, gerieten viele in Panik. Die Frau sagte:

- Wenn Du ein Gestapo-Auto vorfahren siehst, hab keine Angst, das sind verkleidete Partisanen. Steig ruhig zu ihnen ins Auto.

Ich dachte: Warum sollten die Partisanen eine Gestapo-Uniform tragen?

Dann sagte meine Nachbarin: [B.8]

- Wenn Du nicht mitfährst, wirst Du etwas erleben.

Ich schrieb einen Brief an die Abteilung von Sacharow. Poplawskij hatte ich vorher schon gebeten, mir zu helfen, die Stadt zu verlassen. Sacharow antwortete:

- Die Familie nehme ich auf, Du bleib in der Stadt.

Ich beschloss, die Familie zu ihm zu schicken und die Wohnung zu verlassen. Dann schrieb ich ihm wieder einen Zettel. Sie schickten ein Pferd und ich konnte gehen. Fünf Tage später wurde ich wieder in die Stadt geschickt. Als ich losging, warnte ich meine Leute:

- Kommt nicht in meine Wohnung.

Sie schickten mich zurück in die Stadt und sagten: - Das ist Ihr Kampfauftrag.

Wie konnte ich nicht gehen? Ich kam in die Stadt, traf mich mit unseren Leuten und erzählte ihnen, was sie machen sollten. Ich brachte eine Frau zum Verbindungsmann und sagte ihm, dass er mit ihrer Hilfe andere Leute kontaktieren sollte. Die Leute arbeiteten bis zuletzt.

Meine Tochter hat mir auch bei der Arbeit geholfen. Ich konnte nicht allein alle Zeitungen und Flugblätter verteilen, ich schickte meine Mutter und meine Tochter los. Sie war neun Jahre alt. Es gab einmal diesen Vorfall: Ich hatte zwei Gasmasken. Ich konnte sie nicht zu Jada Kosynska bringen, ich sagte, dass ich Soja schicken würde. Soja ging die Moskovskaja-Straße entlang und bemerkte, dass ein Mann ihr folgte. Sie ging zurück. Wie sie mir anschließend erzählte: „Ich ging die andere Straße entlang und er ging hinter mir. Ich bog in einen Hof ab, er kam zu mir und fragte:

- Mädchen, was trägst du da?

- Ich gehe mit meinen Puppen spielen.

Sie hatte die Gasmasken in einem Korb zugedeckt. Dann blieb er stehen. Sie ging in diese Wohnung, gab die Gasmasken ab, nahm den Korb und ging zurück. Er folgte ihr wieder. Er fragte:

- Wohin warst du gewesen?

- Ich bin zu meiner Freundin gegangen und wir haben mit Puppen gespielt.

Der Mann sagte, sie hätte eben etwas in dem Korb getragen und sie solle ihm sagen, was es gewesen war.

Da kam ein Deutscher vorbei. Der Mann sagt dem Deutschen, das Mädchen hätte was in ihrem Korb gehabt und würde nichts sagen. Sie begann zu weinen. Der Deutsche fragte:

- Wo bist du gewesen?

- Ich habe mit Puppen gespielt.

Er verstand sie nicht. Dann sagte sie "Ljalka" [ukrainisch: Puppe] und er ließ sie gehen.

- Warum hältst Du das Kind fest?, fragte der Deutsche.

Danach ging sie nicht sofort nach Hause, sondern machte einen Umweg.

Wenn sie den Auftrag hatte, ein Flugblatt zu einer bestimmten Person zu bringen, sagte ich ihr immer:

- Soja, komm schnell wieder zurück.

Sie rannte dann los, und wenn sie die Person nicht fand, gab sie das Flugblatt niemandem anderen zu sehen und brachte es wieder zurück.

Viele unserer Kommunisten wurden erschossen, ganze Familien sind erschossen worden. Zum Beispiel die Familie Gorin. Die ganze Familie wurde sofort verhaftet. Er sollte Sabotage im Sägewerk organisieren. Er flug auf, und die ganze Familie wurde festgenommen. Die Familie Sacharenko wurde auch weggebracht, ebenso die ganze Familie Schulikow. Er wurde krank aus dem Krankenhaus mitgenommen. Er ist auch gestorben. [B.9]